



Gabriele Tergit war Deutschlands erste Gerichtsreporterin. Die Porträtaufnahme zeigt sie Anfang der Dreißigerjahre, auf dem Höhepunkt ihres Ruhms

# Chronistin des Untergangs

**Ihre kritischen Gerichtsberichte machen Gabriele Tergit bekannt, mit ihren Büchern wird sie schließlich berühmt. Als die Nazis an die Macht kommen, muss die jüdische Journalistin fliehen. Und aus der Ferne miterleben, wie ihre Spuren in der Heimat ausradiert werden**

Nach dem Tod dauert es, je nach Umgebung und Witterung, um die 30 Jahre, bis sich der menschliche Körper aufgelöst hat. Doch bis ein Mensch vollends verschwunden ist, dauert es länger, laut Forschern drei bis vier Generationen. Denn mit dem Tod seiner Enkel, spätestens aber der Ur-enkel, sind auch die letzten Erinnerungen an ihn endgültig verblasst. Als hätte er nie gelebt. Es sei denn, er hätte sich durch besondere Taten ein Denkmal gesetzt. Solche, die die Jahrhunderte überdauern.

So gesehen gibt es gleich mehrere Wege, einen Menschen auszuradiieren. Man muss ihm nicht den Schädel einschlagen. Man kann ihn auch vergessen machen.

Bei Gabriele Tergit hat man beides versucht. Und es hätte fast geklappt. Einst war die Tochter aus einer jüdischen Industriellenfamilie die große Gerichtsreporterin der Weimarer Republik. Tergit, die bürgerlich Elise Reifenberg hieß, war aber auch eine Pionierin, die erste Frau in den von Männern beherrschten Sälen des Kriminalgerichts Moabit. Sie war eine präzise Beobachterin der morbid gewordenen Demokratie der Zwanzigerjahre und eine scharfzüngige Kommentatorin ihrer in Schieflage geratenen Justiz.

Diese Berliner Zeit bezeichnete Tergit später als ihre »sieben fetten Jahre«. Sieben magere sollten folgen: Noch bevor der Stern der Gabriele Tergit vollends aufgegangen war, war

er schon wieder verglüht. Denn denen, die nun an die Macht gerieten, war sie zuwider. Als Frau, als Liberale, als Jüdin. Die Nazis versuchten, Tergit zum Schweigen zu bringen. Dann, als das misslang, sie beiseitezuschaffen, und als auch dies misslang, sie in der Isolation des Exils vergessen zu machen. Man muss sagen: Damit hatten sie lange Erfolg. Denn wer erinnert sich heute, hundert Jahre später, noch an Gabriele Tergit?

Vielleicht ist Naomi Reifenberg deshalb so froh, als sie und ihre alte Mutter Penny Besuch bekommen. Es ist das erste Mal, sagt Naomi, dass jemand persönlich kommt, um mit ihr und Penny über Tergit zu sprechen. »Tergit«, so nennt sie die eigene Großmutter. Dabei seien sie und Penny, Tergits Schwiegertochter, doch die Letzten, die sie gut kannten. Die all diese Erinnerungen an sie in sich trügen.

Der Weg zu den letzten Erinnerungen an Gabriele Tergit hat weit weggeführt von Berlin, an den Rand eines kleinen Dorfes in den englischen Midlands. Der Bus vom nächstgelegenen Flughafen hat unzählige Haltestellen passiert, die allermeisten sind nach den Pubs am Wegesrand benannt, sie heißen Lamb Inn und Shakespeare Inn und Blue Peter. Pubs gibt es hier fast so viele wie Schafe, die an diesem warmen Tag Anfang Mai 2024 fett und glücklich auf den sattgrünen Weiden grasen.



Solch eine Weide liegt auch neben dem kleinen Cottage aus braunem Backstein, in dem Penny lebt. Auf der Arbeitsplatte in ihrer Küche liegt die Biografie über ihre Schwiegermutter. Sie ist gerade erst erschienen. Ein weiteres Zeichen ihrer Wiederentdeckung, ein Hoffnungsschimmer, finden Penny und Naomi. Auf dem Cover ist Gabriele Tergits Porträt, es zeigt sie während ihrer Glanzzeit in Berlin: eine schlanke Frau im eleganten, dunklen Kostüm, um den Hals eine lange Perlenkette, am Revers eine Ansteckblume, das dunkle Haar hochgesteckt. Mit ihren hellen Augen blickt sie den Betrachter an. Sie sieht sehr fein aus.

»So war sie gar nicht«, sagt Naomi, und ihre Mutter nickt. »Nein. Zuallererst hat sie immer eine Brille getragen, sie hat schon früh sehr schlecht gesehen. Und sie legte ohnehin nicht viel Wert auf Eleganz und Vornehmheit. In Wahrheit«, sagt Penny, »interessierte sie sich nicht so sehr für ihre eigene Wirkung. Sondern für die Dinge, die da draußen vor sich gingen.«

Naomi hat noch ein anderes Foto von Gabriele Tergit: In Schwarz-Weiß zeigt es die junge Frau zwischen gedrängt sitzenden Herren in dunklen Anzügen. Wie Schulkinder, Schulter an Schulter, hocken sie auf den gestuften Zuschauerbänken des Kriminalgerichts Moabit und schauen gehorsam in die Kamera. Tergit, nun mit Brille und Barett, sieht man

sofort. Nur sie wendet den Blick ab, hin zu dem Schauspiel im Gerichtssaal, das wohl abseits des Bildausschnitts vor ihr liegt. So war sie wirklich, sagt Naomi, die Enkelin. Dort, als Reporterin im Gericht, war sie in ihrem Element.

So war es freilich nicht immer. Es ist nicht so, als sei der Gerichtssaal von vornherein Tergits Terrain gewesen. Im Gegenteil: Vor genau 100 Jahren, an einem Tag im Jahr 1924, als Gabriele Tergit das erste Mal auf der geschäftigen Berliner Turmstraße vor der steinernen Pforte des Kriminalgerichts Moabit steht, hat sie Angst hineinzugehen.

1924 ist ein Jahr des Ringens. Nach Umsturzversuchen von links und rechts stehen im Mai Reichstagswahlen an. Hitler und seine Schergen stehen nach ihrem missglückten Putsch in München wegen Hochverrats vor Gericht. Die neu eingeführte Rentenmark hat die bislang galoppierende Hyperinflation gestoppt. Der Dawes-Plan, der die Reparationszahlungen Deutschlands an die Siegermächte des Ersten Weltkriegs neu regeln soll, tritt in Kraft und stabilisiert die deutsche Wirtschaft zunächst. Der Tanz auf dem Vulkan, ganz nah am Abgrund, kann beginnen.

Tergit ist damals gerade 30 Jahre alt, eine kleine, zierliche Frau mit dunklem Haar und einer runden Brille. Sie hat schon Erfahrung als Journalistin gesammelt, während des Studiums hat sie eine Reihe von Feuilletons geschrieben für die *Vossische Zeitung* vom Ullstein Verlag und für das *Berliner Tageblatt*, die große liberale Zeitung, die damals vielen als die deutsche *Times* gilt, eine Institution.

Sie alle haben nun, in den wenigen guten Jahren der Weimarer Republik, Hochkonjunktur. In Berlin erscheinen Mitte der Zwanziger dreimal täglich aktuelle Zeitungen: 45 am Morgen, zwölf Abendzeitungen, zwei am Mittag. An den Kiosken, in den Kaffeehäusern, überall liegen sie aus. Und wer als Autor einen Platz auf den Seiten eines der großen Blätter ergattern konnte, darf sich einer beachtlichen Reichweite erfreuen. Besonders einen Autor will damals jedermann lesen: Paul Schlesinger, der unter dem Kürzel Sling herrlich formulierte Gerichtsreportagen für die *Vossische Zeitung* schreibt. Die Leser reißen sie den Zeitungsjungen geradezu aus den Händen. Auch die junge Gabriele Tergit verschlingt sie. Und wird doch später ihren ganz eigenen Stil finden. Schlesinger ist kein Jurist, das ist damals ungewöhnlich für einen Gerichtsreporter. Und während die alteingesessenen Kollegen von der Konkurrenz weiter rechtstheoretische Abhandlungen aus den Gerichtssälen liefern, darüber, wie der Richter diesen oder jenen Paragraphen ausgelegt hat, erzählt Sling vom Menschen. Er taucht ein in die Psychologie der Prozessbeteiligten und in die Philosophie der Rechtsprechung. Seine Gerichtsberichte steigern zuverlässig die Auflage.

Das ist wohl auch der Grund, warum der Feuilletonchef vom konkurrierenden *Berliner Tageblatt* Gabriele Tergit eines Tages zu sich in die Redaktion ruft und darum bittet, sie solle so etwas in die Richtung doch auch einmal versuchen. Er will der jungen Autorin eine Chance geben. Wenig später



Tergit 1932 auf der Pressebank des Kriminalgerichts Moabit.  
Es geht um gefälschte Van-Gogh-Gemälde

steht Tergit also auf dem Gehsteig vor der wuchtigen Pforte dieses neobarocken Baukolosses, des Kriminalgerichts Moabit, und zögert. Endlich geht sie hindurch. Sie steigt die Ehrfurcht gebietenden, verschlungenen Steintreppen zum angelegenen Gerichtssaal hinauf. Vor der Tür des Zuhörerraums bleibt sie erneut stehen. Sie traut sich nicht hinein. Nach einer Weile, in der sie unschlüssig ausgeharrt hat, steigt sie die Treppen schließlich wieder hinunter, vor sich hin schimpfend, »dumm und lebensunfähig« nennt sie sich selbst.

Als sie zurück auf dem belebten Trottoir ist, spricht ein Arbeiter sie an: »Was fehlt Ihnen denn, Fräulein?« Der Mann hält die junge Frau vermutlich für eine jener unglücklichen Seelen, die dieser Tage in den 21 Gerichtssälen von Moabit vor ihre Richter treten, um sich für Hochstapelei, Diebstahl, Mord und Totschlag und noch so einiges mehr zu verantworten. Die Blumen des Bösen blühen bekanntlich in Krisenzeiten. Und in jener Phase der Depression und Nachkriegswirren gedeihen sie besonders. Darüber wird Tergit in den folgenden Jahren ausführlich schreiben. Doch an diesem Tag geht sie nur niedergeschlagen nach Hause.

Es wird mehrere Wochen dauern, bis sie sich wieder ins Gericht wagt, diesmal hat sie einen befreundeten Gerichtsreferendar überredet, sie mitzunehmen. Während des Prozesses, den sie nun besucht, macht sich Tergit keine Notizen.

Zu groß ist ihre Furcht, unangenehm aufzufallen. Danach schreibt sie hastig die Dialoge nieder, die sie sich zuvor eingepägt hat.

Noch Jahre später, als sie ihre anfänglichen Hemmungen längst überwunden hat und eine bekannte Gerichtsreporterin ist, wird sie es so halten. Ihr Gehirn nennt sie rückblickend einmal ein Aufnahmeband, präzise geworden durch das stete Gedächtnistraining. Es wird sie zeit ihres Lebens zu einer genauen Beobachterin und Zuhörerinnen machen: Welcher Tonfall leitet die Gespräche bei Gericht? Welcher ist der wesentliche Satz, der die Verhandlung zum Kippen bringt? Dieses Gespür für die Wendepunkte einer Erzählung, für Dramaturgie und Figurenzeichnung, unterscheidet ihre Artikel von denen ihrer Kollegen. Tergit verfolgt den Prozess wie ein Theaterstück, mancher ist ein Drama, mancher eine Komödie, mancher, vor allem in späteren Jahren, auch eine Tragödie. Ihre Reportagen lesen sich wie Kurzgeschichten, teils wie feinsinnige Charakterstudien, manche könnte man gar als kleine Novellen bezeichnen. Sie schreibt Sätze wie diesen: »Ein Beil oder ein Dolch lassen auf Wut oder Rohheit schließen, zum Revolver genügt Traurigkeit.« Es ist dieser Stil, der ihren Erfolg in den nächsten Jahren ausmachen wird.

Ihren ersten Entwurf eines Gerichtsberichts schickt Tergit an den Berliner *Börsen-Courier*, eine liberale, auf Wirtschaft



1933 floh Tergit vor dem Naziterror. Das Foto zeigt sie im Ort Spindlermühle im tschechoslowakischen Riesengebirge. Es ist die erste Exilstation von vielen

fokussierte Tageszeitung, denn ihr Kontakt beim *Berliner Tageblatt*, der einstige Feuilletonchef, ist mittlerweile als Korrespondent nach Kopenhagen gezogen.

Ob der Bericht im *Börsen-Courier* erscheint, prüft sie gar nicht erst, sie traut sich nicht. Stattdessen schickt sie in den folgenden Tagen stur weitere Reportagen. Bis sie etwa zwei Wochen nach ihrem ersten Prozess zufällig ebenjenes Referendar an einem Zeitungskiosk am Kurfürstendamm wiedertrifft, der sie ins Gericht geleitet hatte. »Ich habe Berichte von Ihnen im *Börsen-Courier* gelesen«, sagt er. Man hatte sie allesamt gedruckt.

Aus heutiger Sicht mag es ein wenig unreif wirken, dass eine erwachsene Frau von immerhin 30 Jahren sich alleine nicht traut, einen Gerichtssaal zu betreten. Doch es hat viel damit zu tun, was man jungen Damen, besonders den feinen Fräuleins aus gutem Hause, damals ganz allgemein zugestand. Und auch damit, welche Sitten in den gestrengen Gerichten der Weimarer Republik herrschten.

Es gibt eine Anekdote aus Tergits ersten Monaten als Gerichtsreporterin, sie schildert sie später in einem Brief an einen Bekannten: Auf den Fluren des Kriminalgerichts Moabit wird Gabriele Tergit von einem Mann mit tiefem Scheitel und Anzug angesprochen. Es ist Max Alsberg, ein berühmter Strafverteidiger der Weimarer Republik, und er ist offen irritiert von der geschäftigen jungen Dame. Tergit erklärt ihm, sie sei als Reporterin hier, sozusagen der neue Sling. Alsberg ist entsetzt. Noch am selben Tag schickt er Tergit, die er für eine in Not geratene höhere Tochter hält, 100 Mark als mitleidvolle Gabe. Unvorstellbar, dass sie aus freien Stücken einer Lohnarbeit nachgeht!

Noch später wird Gabriele Tergit über das Gericht, das schon bald ihr täglicher Arbeitsplatz werden sollte, in bitterem Ton schreiben: »Moabit ist ein Ort der Männer. Als Subjekt und Objekt spielen Frauen eine sehr geringe Rolle. Sie sind weder Betrüger, noch Einbrecher, noch Hehler. Weder bestechen sie, noch vergehen sie sich im Amt, sie widerstehen nicht der Staatsgewalt, noch treiben sie Landesverrat. Ihr Gebiet ist das Ewige, die Liebe und der Klatsch. Über allen sitzen Männer zu Gericht.«

Sie wird auch in den folgenden Jahren meist die einzige Frau im Gericht sein. Andere sieht Tergit nur bei Verfahren wegen Prostitution oder wegen des Abtreibungsparagrafen 218: arme Dienstmädchen, die sich der Lüsternheit ihrer Arbeitgeber nicht hatten erwehren können und nun die Konsequenzen tragen sollen. Tergit schreibt oft über sie. Dann sind da natürlich noch die Reinemachefrauen des Gerichts. Das war's. Die Neue kennt man in Moabit daher schon bald. Nach wenigen Monaten grüßen sie die Wachtmeister des Kriminalgerichts. Überhaupt: Ihre Angst davor, verschlossene Türen aufzustoßen, ist bald verflogen.

Die Zeitung, die Tergit damals, in ihren Anfangsjahren, am meisten schätzt, ist nach wie vor das *Berliner Tageblatt*. Unter dem bereits berühmten Journalisten Theodor Wolff

hat es sich in den Zwanzigerjahren zur wichtigsten liberalen Pressestimme der jungen Demokratie entwickelt. Bevor Wolff zum Chefredakteur aufstieg, hatte er als Pariser Korrespondent der Zeitung kritisch über den Dreyfus-Prozess berichtet und über den Antisemitismus, der ihm zugrunde lag. Nun hatte er im Mossehaus in der Berliner Schützenstraße, dem Redaktionssitz der Zeitung, eine Truppe aus entschieden demokratischen Journalisten und Intellektuellen zusammengestellt, die das Blatt rasch erfolgreich machten. Für das *Berliner Tageblatt* zu schreiben, galt damals »als große Sache«, wie Tergit später in ihren Erinnerungen festhält.

Natürlich will sie 1924 für das Blatt schreiben. Und nachdem sie drei Monate lang ihre Gerichtsberichte im *Börsen-Courier* gedruckt gesehen hat, fasst sie den Mut, es zu versuchen. Weil ihr einstiger Kontakt, der Feuilletonchef, nicht mehr in Berlin arbeitet, schreibt sie Theodor Wolff einen Brief und legt ein paar ihrer Artikel bei. Er bestellt Tergit sofort in die Redaktion ein. Sie ist vermutlich eingeschüchtert, als sie am 24. Dezember 1924 das Büro des Chefredakteurs betritt. Wolff, eine beeindruckende Erscheinung, erwartet die junge Frau hinter seinem über und über mit Papier bedeckten Schreibtisch, im Mundwinkel steckt eine dicke Zigarre. Eine Freundin hatte Tergit noch geraten, keine Gehaltsforderung zu äußern: »Wer bietet, ist der Dumme«, hatte sie gesagt. Am Ende ist Theodor Wolff der Dumme: »Wie viel habe ich gesagt? 400 im Monat?«, fragt er Tergit in seinem Büro. Sie schweigt. Aus Schüchternheit, wie sie später behaupten wird. Doch das Schweigen tut seine Wirkung. »Das Mädchen sitzt im Sessel, sieht aus und gibt mir das Gefühl, dass ich sie ausnutze. Also 500 Mark?« Natürlich sagt sie ja. 500 Mark Fixum für neun Gerichtsberichte im Monat, weitere Artikel extra bezahlt – in Zeiten der wirtschaftlichen Not und grassierenden Arbeitslosigkeit ist das ein fürstliches Gehalt. Es ist der Durchbruch der Gabriele Tergit. Der Beginn der fetten Jahre.

Fortan ist sie die Gerichtsreporterin des *Berliner Tageblatts*. Sie weiß es noch nicht: Aber bald schon wird sie zu einer Chronistin des Untergangs werden.

In einem ihrer ersten Artikel für die Zeitung beschreibt Tergit den Prozess gegen 22 Berliner Kokainhändler: »An den Ecken der Nürnberger und Tauentzienstraße, an der Ecke der Bessel- und Charlottenstraße standen sie, stehen sie und flüstern Kokain, Tänze, Zigaretten, Spielklubs«, beginnt sie den Artikel. »Der Krieg ist vorbei, der Hunger reitet, schwächer geworden, durch die Quartiere der Alten, aber die Seuche schwingt noch die siebenschwänzige Geißel. Von einem Mittel, kaum benutzt, wurde das Kokain im Kriege als Gegengift gegen das Morphinum viel verwendet, 1918 wurden die Heeresbestände verschleudert. Das Gift gelangte ins Volk, das ausgehungert, zerrüttet, entwurzelt war, körperlich und seelisch krank, tausendfach disponiert, Narkotika aufzunehmen. Denn nicht das Kokain verseucht, sondern nur körperlich oder geistig Angefaulte nehmen es.«



Das Kriminalgericht Moabit wird in der Weimarer Republik zum Spiegel einer darbenenden Gesellschaft. Immer häufiger finden auch Prozesse gegen SA-Schläger statt.



Hier erwarten Schaulustige die Ankunft Adolf Hitlers. Er soll 1931 als Zeuge wegen einer Schießerei in einem Berliner Tanzclub aussagen

# E

Es ist ein typischer Tergit-Text, eine Art zu schreiben und zu beschreiben, die sie rasch zu einer der meistgelesenen Autorinnen der Zeitung aufsteigen lässt, nicht mehr bloß zuständig für die alltäglichen Verbrechen von Moabit, sondern auch für große Fälle, für die man sie teils quer durch die Republik schickt. In ihren Reportagen verhandeln die Prozessbeteiligten nie bloß über die reine Tat, sondern, freilich ohne es zu wissen, stets auch über den Zustand einer ganzen Republik. Nicht nur über Recht, sondern auch über Gerechtigkeit und darüber, dass beides mitunter nicht dasselbe ist. Tergit interessiert sich nicht für das juristische Klein-Klein. Das hat sie von Sling gelernt. Doch im Gegensatz zu ihm interessiert sie sich auch nicht für philosophische Ergüsse. Stattdessen werden in ihren Texten die tiefen Furchen sichtbar, die sich Mitte und Ende der Zwanzigerjahre längst in das zusehends wacklige Gebilde gegraben haben, das sich Demokratie nennt. Aus ihren Schatten treten als düstere Ausgeburten die Angeklagten hervor: die Kriegsveteranen, von den Granateneinschlägen verstümmelt, vom Grauen des Kriegs zerrüttet, die sich nun als Morphinisten, Tobsüchtige oder gar Mörder auf der Anklagebank wiederfinden. Die Hochstapler, die das Gewirr der Nachkriegsjahre nutzen, um sich zu bereichern. Die Prostituierten und verzweifelten Kindsmörderinnen.

Man könnte meinen, diese Menschen müssten Gabriele Tergit fremd sein. Sie selbst wurde 1894 als Tochter eines jüdischen Industriepioniers in Berlin geboren: Der Vater, Siegfried Hirschmann, ist Gründer der Deutschen Kabelwerke, eines bald internationalen Firmenimperiums. Tochter Elise, die nach ihrer Hochzeit Elise Reifenberg heißt und erst später das Pseudonym Gabriele Tergit annimmt, unter dem sie schließlich berühmt wird, wuchs in einer reichen Familie auf.

Doch im Gegensatz zu vielen Kollegen, die sich über die armen Teufel vor der Richterbank mokieren, macht sich Tergit nie über die Angeklagten lustig. Sie kennt die Armut, die sie hervorgebracht hat. Berlin-Friedrichshain, wo sich das Gelände der Kabelwerke befindet und wo Tergit die ersten Jahre mit ihren Eltern lebt, ist damals ein durch und durch proletarischer Bezirk. Und Tergits Mutter, eine gelassene Frau, ließ ihre Tochter mit den Kindern der bitterarmen Arbeiter spielen, die sich aus den engen Mietshäusern auf die trostlosen, aber abenteuerlichen Straßen flüchteten. »Spiel nicht mit den Schmuttelkindern«, riefen andere Mütter damals gern und schickten die Kinder lieber mit der Gouvernante in den Park. Und auch wenn Tergit später mit den Eltern in den vornehmen Teil Berlins im Tiergartenviertel zog – sie kannte fortan beide Welten.

Später, mit 16, darf Tergit die neu gegründete Soziale Frauenschule besuchen, die geführt wird von bekannten Frauenrechtlerinnen. Neben den Stunden im Klassenzimmer müssen die Schülerinnen arbeiten, Tergit leistet ihren Dienst in einem Kinderhort im Osten Berlins ab und ist erschüttert von dem Elend der vernachlässigten Proletarierkinder. Danach lassen die Eltern sie ihr Abitur nachholen und schicken sie zum Studieren nach München. Ihr Fach ist Geschichte, später promoviert sie. Für eine höhere Tochter ist all das ungewöhnlich.

1928 heiratet Tergit ihren Jugendfreund Heinz Reifenberg, einen Architekten, im gleichen Jahr kommt ihr Sohn Ernst Robert zur Welt, den aber alle Peter nennen. Auch ihr Mann Heinz Reifenberg stammt aus einer wohlhabenden jüdischen Familie, und auch er unterstützt seine Frau in ihrem Ehrgeiz. Viel anderes bleibt ihm bald aber auch nicht mehr übrig. Wenig später, als einen jüdischen Architekten schon niemand mehr bauen lassen will, sorgt sie als Reporterin beinahe alleine für den Broterwerb der Familie.

Ende der Zwanziger, Gabriele Tergit ist inzwischen längst eine bekannte Autorin, besucht sie immer öfter politische Prozesse, meist geht es um nationalsozialistische Schlägertrupps. Bei einem Verfahren stehen Mitglieder der Schwarzen Reichswehr als Fememörder vor Gericht. Beinahe prophetisch schreibt Tergit: »Moabit ist seit einigen Jahren Quelle für die Erkenntnis der Zeit. Nicht mehr um individuelle Taten des Einzelnen [...], um Erbschaft, die Geliebte, das Kind handelt es sich, sondern das typische Geschehen selber, die Epoche [...] steht vor Gericht. Willkür fast, so



Gabriele Tergits Elternhaus im proletarischen Bezirk Friedrichshain. Hier verbringt sie ihre Kindheit. Später zieht die Familie ins vornehme Tiergartenviertel



Tergit mit ihrem Mann und dem Sohn während eines Urlaubs in Venedig. Zu der Zeit lebt sie längst im Exil

scheint es, dass wirkliche Menschen auf der Anklagebank sitzen. Musterbeispiele gleichsam. In zwei Schwurgerichten macht sich die Historie breit.«

Vor allem über die »Totschlagkünste« des SA-Sturms 33 schreibt Tergit nun immer wieder. Das sind brutale Kerle in brauner Uniform, die Berlins Straßen mit Terror überziehen. Und auch darüber, dass die nationalistischen und rechtskonservativen Richter, viele noch in der Kaiserzeit ausgebildet, nur zu gern milde über die SA-Männer urteilen, die sie als Brüder im Geiste sehen. Nicht wenige hängen selbst nicht an der Demokratie, stören sich also nicht daran, wenn andere sie demolieren. »Unsichtbar steht ein großes Hakenkreuz vor dem Richtertisch«, schreibt Tergit über die politischen Prozesse. Sie macht sich keine Freunde damit.

1931, Tergit hat gerade ihren ersten Roman mit dem Titel *Käsebieter erobert den Kurfürstendamm* veröffentlicht, eine beißende Erzählung über den Aufstieg und Fall eines Volksängers, hochgejubelt und dann in den Boden gestampft von der Hauptstadtresse. Die Autorin ist nun so bekannt wie nie. Ihr Bild erscheint im *Weltspiegel*, einer Beilage des *Tageblatts*, durch Leserabstimmung wurden die beliebtesten Persönlichkeiten aus Kunst und Kultur ermittelt, darunter Gottfried Benn, Erich Maria Remarque, Oswald Spengler – und eben Gabriele Tergit.

Erster Versuch: Tergit zum Schweigen bringen. In der Parteizeitschrift *Der Angriff* kommentiert Joseph Goebbels die Abstimmung mit den Worten: »Nun kennen wir also auch diese miese Jüdin.« Es soll sie einschüchtern. Doch: »Das ist mir so gleichgültig gewesen wie nur irgendetwas«, so sagt Tergit es in einem späteren Interview. »Schließlich hat man das ja nicht als Todesurteil auffassen können.«

Ob Goebbels sie im folgenden Jahr auf den Pressebänken wiedererkannte? Er und Hitler sind 1932 am Kriminalgericht Moabit wegen eines Pressevergehens angeklagt, und Gabriele Tergit, die als Reporterin zugegen ist, beschreibt, wie Hitler bereits hofiert wird, wie die Zuschauer und Journalisten Spalier bilden müssen und es scheint, als sei es der Auftritt eines neuen Kaisers. Ihr Bericht trägt dann auch den spöttischen Titel »Wilhelm der Dritte erscheint in Moabit«. Es sind solche Artikel, die Tergit auf der schwarzen Liste der Nazis ganz nach oben wandern lassen.

Zweiter Versuch: Beiseiteschaffen. Keine Woche nach dem Reichstagsbrand, in der Nacht auf den 4. März 1933, kommen sie, um Tergit zu holen. Es ist der Abend vor der Reichstagswahl, außerdem der Abend vor Tergits 39. Geburtstag. Um ungefähr drei Uhr nachts klingelt es Sturm an der Wohnungstür der Reifenbergs. »Nicht aufmachen!«, brüllt Heinz Reifenberg gerade noch dem Hausmädchen

zu. Bloß zwei Worte, die Tergit wohl das Leben retten. Noch kurz zuvor hatte ihr Mann die Wohnungstür mit einer Kette verstärken lassen. Nun geht er selbst an die Tür und öffnet sie nur einen Spalt breit. Sofort rammt ein Mitglied des berüchtigten Sturms 33 seinen Stiefel in den Spalt. Doch die Kette hält. Heinz Reifenberg presst sich mit seinem ganzen Gewicht gegen die Tür, bis der Mann seinen Fuß zurückzieht. Hastig macht Gabriele Tergit sich daran, am Telefon Hilferufe abzusetzen. Sie ruft einen Mann an, den sie noch als Staatsanwalt aus dem Kriminalgericht Moabit kennt, er ist inzwischen ein hohes Tier in der von den Nazis neu besetzten Polizei. »Was ist los, der Sturm 33 steht vor Ihrer Wohnungstür?«, fragt er. Er schickt Tergit das Berliner Überfallkommando, die Männer, die kommen, tragen noch Pelzmäntel, keine SA-Uniformen. Sie schicken den Sturm 33 weg. Am nächsten Tag flieht Gabriele Tergit aus Berlin. Die fetten Jahre sind vorüber.

Was bleibt einer Autorin, wenn man ihr die Worte nimmt? Wenn man sie verbannt an einen Ort, dessen Sprache sie nicht beherrscht?

In Pennys Haus in den englischen Midlands ist es spät geworden. Die Luft liegt noch warm über den Wiesen und strömt sanft durch die Fenster. Penny, die Schwiegertochter, sagt: Tergit war keine verzagte Person. Sie hat nicht über die Vergangenheit gejammert. Penny sagt aber auch: Eigentlich hat sie kaum über ihre Zeit in Berlin gesprochen. Als Penny Tergits Sohn Peter Mitte der Fünfzigerjahre heiratet, lebt die Familie schon beinahe 20 Jahre in England im Exil, sie haben die typische Odyssee jüdischer Flüchtlinge hinter sich, mit Aufenthalten in der Tschechoslowakei und Palästina, 18 unterschiedliche Adressen hat Tergit über die Jahre der Flucht angesammelt.

Den *Käsebier*, Tergits Erfolgsroman von 1931, haben die Nazis kurz nach ihrer Flucht verboten. Erst mehr als 40 Jahre später wird das Buch wieder veröffentlicht werden. Dass ihre Schwiegermutter eine Bestsellerautorin ist, weiß Penny anfangs nicht einmal.

Dritter Versuch: Vergessen machen.

Nur einmal, sagt Penny, erzählt die Schwiegermutter ihr von einem Prozess, den sie als Reporterin besucht hat. Es ist der gegen Hitler und Goebbels. Was, wenn sie damals einen Revolver bei sich gehabt und Hitler und Goebbels, die nur drei, vier Meter von ihr entfernt saßen, erschossen hätte? Das habe Tergit sich immer wieder gefragt. Sie hätte Millionen damit gerettet. Doch wer weiß, vielleicht hätte sie damit nur Schlimmeres heraufbeschworen?

Nach ihrer Flucht aus Deutschland schreibt Gabriele Tergit Sachbücher, außerdem verfasst sie ihre Memoiren und ihren großen Familienroman *Effingers*. Heute gelten die *Effingers* Kennern als die jüdischen *Buddenbrooks*. Damals, Anfang der Fünfzigerjahre, findet Tergit kaum einen Verlag. Die Nazis sind weg, heißt es, doch die Juden will trotzdem keiner zurück.

Tergit versucht, auch wieder als Journalistin zu arbeiten. Doch kaum einer will sich an die frühere Starreporterin erinnern. Sie reist nach Hamburg und schreibt für eine Alliierten-Zeitung über den Prozess gegen den Nazi-Karrieristen Veit Harlan, der als Regisseur unter Goebbels' Fuchtel den Propagandafilm *Jud Süß* gedreht hatte. Tergit ist entsetzt, als Harlan freigesprochen wird.

Gerne hätte sie auch für die ZEIT geschrieben, die sie inzwischen abonniert hat. Doch auf ihre forschenden Briefe an die Herausgeberin Gräfin Dönhoff, denen sie Arbeitsproben beilegt, erhält sie nur eine knappe Absage. Stattdessen verweist man sie an die Leserbriefredaktion, dort kennt man sie schon bald und rollt ein wenig die Augen über die hartnäckige Briefeschreiberin.

Als Tergit kurz nach dem Krieg das erste Mal wieder nach Berlin reist, zieht es sie ins Kriminalgericht Moabit. 15 Jahre ist es her, seit sie zuletzt dort war, doch der Wachtmeister grüßt sie mit Namen, als sei sie nur ein paar Tage weg gewesen. Er schickt sie zu einem Prozess, der sie sicher interessiere, es geht um einen gestohlenen Edelsteinring. Doch Tergit kommt das alte Schauspiel nun ganz falsch und blödsinnig vor. »Ich dachte: Dafür dieser Aufwand? Hunderttausende von Ringen waren in der ganzen Welt gestohlen worden, silberne Schlüssel, Gemälde und Teppiche zerbombt, verbrannt und in den halb zerstörten Häusern von Soldaten aller Armeen, von den lieben Nachbarn geraubt worden. Konnte man hier und so wieder anfangen?«

Von ihren alten Kollegen, die Tergit geschäftig über die Flure von Moabit eilen sieht, als sei nichts gewesen, scheint sie keiner wiederzuerkennen. Ob sie in den vergangenen Jahren wohl auch so über die Korridore gehuscht waren und über Prozesse zu diesem und jenem berichtet hatten, während das größte Verbrechen der Menschheit draußen vor den Mauern Moabits vor sich ging?

Als Gabriele Tergit 1982 mit 88 Jahren stirbt, wohnt sie noch immer in London. Nach Moabit kehrte sie nach diesem letzten Besuch nie mehr zurück.

---

#### HINTER DER GESCHICHTE

---

Eine Person, die sich unermüdlich gegen das Vergessen von Gabriele Tergit stemmt, ist ihre Biografin Nicole Henneberg. Seit Jahren sorgt die Literaturwissenschaftlerin dafür, dass Tergits Bücher und Reportagesammlungen im Schöffling-Verlag neu aufgelegt werden. Für diesen Text traf sich unsere Autorin in Berlin mit Henneberg, die ihr ausführlich von Tergit erzählte und ihr ihre damals noch unveröffentlichte Biografie zur Verfügung stellte. Sie heißt »Gabriele Tergit. Zur Freundschaft begabt« und ist inzwischen ebenfalls im Schöffling-Verlag erschienen

